

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 37 (1933-1934)

Heft: 12

Artikel: Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]

Autor: Heer, Jak. Christoph

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 15. März 1934

Heft 12

D' Frau Sunne.

Still ist dr Tag i d' Chammer cho,
Und lyslig chunt d' Frau Sunne no.
Si trait e Stäuber i dr Hand,
Wüscht d' Schatte furt vo Bett und Wand.
Det zitteret s' dur d' Schalisy;
My dunkle Träum sind au derby.
Druf lacht d' Frau Sunne: Lueg au do! —
Sie zieht das guldi Hoorband no.

Jetzt steht sie dete am Lavor
Und wäsch't dri ihres guldi Hoor.
Z'lezt luegt se si im Spiegel a.
Wer hett sie für so ytel gha! —
He, hät dr Tag due lyslig gsait:
I has scho g'achtet uf der Weid.
Keis Güntli ist dr Wäg us gsy,
Sie hät si müeße spiegle dri.

Jä gwüß, i jedem Tröpfli Tau.
's ist aber au e schöni Frau.

Meinrad Lienert. (Us em Schwäbelpfiffli.) Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten!

Der seltsame Gymnasiast.

Die glückliche Zeit des Barfußlaufens war vorbei, der ländlich trauliche Rufname Joggeli verklungen, und vom Dorfe Krug in die Stadt Wülftenberg wanderte Jakob Sturm, der Gymnasiast. Frau Elisabeth gab sich unendliche Mühe, daß er stets ordentlich auf der Straße erscheine, er selber fühlte dazu die Pflicht, aber, den Kopf voller lichter Spinnfäden, konnte er sie nicht immer erfüllen, und die Leute von Krug lachten: „Wie soll auch einer gescheit sein, der nicht einmal spürt, daß ihm der Strumpf auf den Schuh fällt!“ Das schmucke Mützchen mit dem kleinen Schild, das er als Zeichen der Gymnasiawürde trug, erregte auf dem Dorf Kopf-

schütteln und Übelwollen. Besonders das alte bildungsfeindliche Bauerntum begriff es nicht, daß ein Volksmann wie Christoph Sturm seinen Sohn in die Herrenschule schicken möchte, es sah darin einen Bruch mit dörflichen Überlieferungen und eine sträfliche Überhebung. Seit vor einem halben Jahrhundert ein armer, aber intelligenter Junge von Krug auf Gemeindekosten ausgebildet, doch fehlgegangen, zum Armenhäuser und Maulwurfsfänger hinuntergesunken war, galt in diesem Kreis jede Bildung, die das Ziel der Volksschule überschritt, als Weg ins Verderben, der Junge, der sie suchte, als ein künftiger Taugenichts, der der Gemeinde einmal Verlegenheiten bereiten würde.

Selbst die Industrieleute der Maschinenfabrik, von denen doch manche ein schönes Stück Welt gesehen hatten, wollten Christoph Sturms Pläne für seinen Ältesten nicht verstehen: „Ist er ein Narr an seinem Jungen geworden und der Bube wirklich zum Mechaniker zu gut?“

In Krug schwur ja niemand höher als zur Mechanik.

„Jakob, du bist jetzt wie der Käfer auf der Nadel, neugierige Augen beschauen dich stets und von allen Seiten. Läßt uns also keine Schande an dir erleben,“ sagte Frau Elisabeth, und ihre Blicke hafteten hoffnungsreich und besorgt zugleich auf dem Gymnasiasten.

Als er unter den Schülern von Wülfenberg just die erste bittere Schüchternheit ablegen lernte, entdeckte er in den Straßen der Stadt Friedli. Ihre großen Augen blitzten freudig auf, um ihr Mündchen schürzte sich ein schelmisch vergnügtes Lächeln, in die Sammetwangen zeichneten sich die Grübchen, und die frische Gestalt federte sich vor Lust. Sich als alte treue Kameraden begrüßten und die Hände schütteln, das war wohl der erste Gedanke Jakobs und Friedlis. Allein der blöde Junge wurde darüber rot wie ein Krebs, auch Friedli zögerte in purpurner Verlegenheit, und andere lustige Bäckfische zogen die Freundin davon, doch sah er die reizvolle ehemalige Spielgefährtin, die ihn in ihrem raschen Wachstum ums Merken überragte, von nun an fast täglich, meistens unter Kameradinnen, seltener allein. Sie war unter den Mädchen von Wülfenberg, das als Stadt hübscher, fröhlicher Bäckfische stets einen guten Ruf besessen hat, eines der anmutigsten und wie auf dem Dorf der umworbene Liebling der Gespielinnen, die sie durch eine natürliche Heiterkeit gewann. Ging sie allein, so lag wohl noch stille Fröhlichkeit auf ihrem klugen Gesicht, doch auch eine leichte Abwehr in ihrer Erscheinung und Gestalt, grad als wollte sie sprechen: „Dass ihr's wißt, ihr Buben, ich lasse mir keine Briefchen zusticken, mit mir händelt ihr nicht an.“ Und wenn die ehemaligen Kameraden die Blicke ineinander senften, geschah es so rasch und verlegen, dass sich Foggeli nachher vergeblich fragte, was er wohl in den Augen Friedlis habe lesen können.

Was braucht sich ein Gymnasiast um die Augen eines Bäckfisches zu kümmern? Er soll lernen! Das war auch der gute Vorsitz Jakob Sturms, und die Lehrerschaft des Gymnasiums schien ihm wohlgesinnt.

Sie war eine Musterkarte merkwürdiger Persönlichkeiten. An ihrer Spitze stand der alte Rektor, der einen ergrauten Schnurrbart wie ein Kriegsoberst trug. In seinen Lateinstunden lag die Ruhe des Grabes über den Klassen; geriet er dennoch einmal in Zorn, so gab er eine so gewaltige Ohrfeige, dass der Empfänger sie sein Leben lang nicht vergaß. Besonders angezogen fühlte sich Jakob Sturm aber von Doktor Salomon Süss, dem Lehrer der deutschen Sprache, einem blonden Dichtling von gewandter Lebhaftigkeit. Bald aber entdeckte er auch Gegensätze im Wesen des Doktors. Der Mann, der wie selten ein Lehrer einen anregenden Humor in seinen Unterricht trug, liebte es, irgend einen der Böblinge in dem Augenblick mit einer Lauge von Spott zu begießen, in dem der Junge glaubte, sein Lieblings Schüler zu sein. Dann war er nicht wäblerisch in Worten, tat bitter weh, und so fürchtete jeder unter seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit den Stachel der Heimtücke.

Mitten in einer Scherrede des Doktors erfuhr ihn auch Jakob Sturm. „Ja, die Vögel vom Lande! Weiß Gott, was sich ihre Väter einbilden. Sie täten besser, uns damit zu verschonen.“ Humorvoll zählte der Lehrer die Menge der Schüler von der Landschaft auf, die im Gymnasium Schiffbruch erlitten hatten. „Und wenn du noch so ungläubige Augen in die Welt stellst, Jakob Sturm —“ Doktor Süss brach in ein Gelächter aus.

Dem Gymnasiasten von Krug war es, in der Scherrede des Doktors sei mit einer tiefen Geringsschätzung und Abneigung gegen die Böblinge vom Lande eine Drohung gegen ihn verborgen. Ein Stich ging ihm durch die Brust. Der Neuling dachte an die großen Hoffnungen des Vaters, und er misstrauten Doktor Süss, dessen burschikose Art ihn fesselte, dessen Heimtücke ihn abstieß.

Um so freundlicher stellte sich Jakob Sturm zu anderen Lehrern, zu dem deutschen Flüchtlings mit der mächtigen Geiernase, der als eine überaus würdige, in sich geprägte Gelehrtengestalt die Geschichte seiner neuen Heimat mit Feuerfieber vortrug, und zu dem Lehrer der Naturkunde, der die Böblinge Hefte voll Diktate über sein Lieblingsfach, die Bandwürmer, schreiben ließ, aber die Kenntnisse des Landjungen in Naturdingen würdigte und, wenn er ihn auf Spaziergängen traf, stets ein Wort der Ermunterung für ihn hatte. So hinab bis zu dem kleinen eisgrauen Buckelmännchen, das die Bö-

linge in die Kunst der Kalligraphie einführen sollte, stets einen Meerrohrstock unter dem Arme trug, damit oft fürchterlich auf die Schüler einschlug, es aber nicht verhindern konnte, daß in seiner Stunde stets ein großes Hallo durch die Klasse ging und er das Opfer des Jugendübermutes wurde. Das eine Mal durch eine Spielühr, die im Zimmer versteckt stand und mitten in der Stunde zu klingen anhob, worauf er zur Belustigung der Klasse den Pedellen, einen bisigen Griesgram, ausschickte, den Orgelmann zu vertreiben. Das andere Mal lief eine künstliche Maus durchs Zimmer, ein Heidenlärm entstand, ein Rudel Schüler stürzte sich auf sie, ließ sie scheinbar entwischen, sie lief wieder hervor, bis der alte Mann zitternd und weiß vor Wut aus dem Zimmer ging.

Es waren also unter den dreißig Zöglingen einige Schlingel.

Daneben gab es auch eine Aristokratie, der man die Gediegenheit des elterlichen Hauses anspürte, und Jakob Sturm erlebte zu seiner eigenen Verwunderung die Freude, daß er gerade das Vertrauen der feinsten Köpfe fand. Da konnte es ihm fast gleichgültig sein, daß ihn die anderen weniger wohlwollend empfingen, weil ihnen der Haß gegen die von Krug von den Knabenschlachten her noch in den Gliedern stand, und ebenso fühlte ihn ein Anhang von Exoten, Italienern und Brasilianern. Sie waren die Pensionäre einiger Gymnasiallehrer, besonders des Doctors Süs, zeichneten sich durch ihre Frühreise und den Besitz reichlichen Taschengeldes aus und verführten mit ihrem Beispiel von Üppigkeit und Nichtsnutzigkeit auch die leichtsinnigeren unter den einheimischen Zöglingen, die meist jünger als sie waren, zu einem lockeren Leben.

Da war besonders einer, Maxim Criva, ein Halbtitaliener, ein schlanker geschmeidiger Bursche mit stark aufgeworfenen Lippen, der das Gift aufregender Unterhaltung unter die Gymnasiasten verschleppte. „Sacra Madonna! Gestern abend haben wir wieder gefüßt wie toll.“ Dabei atmete der übernächtige Junge irgend einen Wohlduft aus dem Taschentuch in den Mund. Die anderen horchten neugierig, wie er die Reize einer ihnen fremden Welt schilderte, und da er als Bankierssohn stets über Scheine verfügte und mit dem Geld freigebig war, fehlte es ihm nie an einem Schweiß von Kameraden, die er je nach Laune gutmütig oder hochmütig behandelte. In seiner Sippe waren neben kleinen Konditorei-, Winkelwirtschaften- und Spiesschulden die

Mädchen ein Gegenstand lebhafter Unterhaltung, doch in einem Tone, der dem Jungen vom Dorfe unbekannt war und ihm das Herz schnürte, denn er hatte bisher stets nur mit schöner Achtung von Frauen und Mädchen sprechen hören und war der naiven Meinung, alle seien so harmlos wie diejenigen, die bisher seine Tage umgeben hatten. Das Blut sott ihm vor Empörung auf, wenn im Kreise Crivas der Name Friedlis genannt wurde, doch allerlei Angelegenheiten wurden um so freier vor Jakob Sturm verhandelt, weil er als der unschuldige Tor vom Lande galt, der in Dingen der Verliebtheit nicht zählte, und keiner seiner Kameraden ahnte, daß er Friedli Stahr überhaupt nur kenne, ihm aber tönte es wie Musik in die Ohren, wenn sie von Friedli wie der Fuchs von den sauren Trauben erzählten: „Die Stahr! Holzbock und Stolzbock!“

Bleib ihm Criva und sein Anhang eine unvertraute Gesellschaft, so freute sich Jakob Sturm um so mehr, daß ihm gerade die besseren Zöglinge herzliche Freundschaft erwiesen. Jemand etwas mußte ihr Wohlgefallen an dem Dorfjungen erregen, vielleicht seine natürliche Frische und Bescheidenheit, er wurde in angesehenen Bürgerhäusern und Großkaufmannsfamilien ein freundlich aufgenommener Gast, und hohe Jugendfreundschaften fielen ihm zu. Namentlich durch einen prächtigen Burschen, Julius Hartmann, der Sohn eines Regierungsrates von Wülfenbergs. Hartmann und Sturm! Die beiden Namen waren einander verbunden, und Jakob Sturm schwärzte für seinen Freund, den schönen blonden Jungen mit den innig blauen Augen, dem klugen offenen Wesen und herzlichen Lachen, fast so stark wie für Friedli. Denn es war an Julius Hartmann etwas wahrhaft Edelmütiges, ein ritterlicher Zug, der ihn in einem schönen Bornfeuer aufzulodern ließ, wenn er irgend etwas Unrechtliches sah. Sein gediegenes Elternhaus war durchsonnt von gemütswarmer Rechtschaffenheit. Darin gab es eine reiche Bücherei neuerer Literatur, die man Jakob Sturm freundlich zur Verfügung stellte, und er zog aus dem glücklichen Heim eine Fülle von schönen Anregungen. Da hörte er zum ersten Male den Namen Gottfried Kellers, der gerade in wunderbarem Glanze über das Land zu strahlen begann, in heller Begeisterung las er die Werke des Zürcher Staatschreibers.

Ich möchte doch Schriftsteller werden! Als er einmal Julius Hartmann sein Innerstes ver-

riet, stand ihm der Freund fassungslos gegenüber. Er war eine zu geradlinige Natur, um das dunkle Drängen in der Seele Jakob Sturms zu verstehen, aber doch stets der erste, wenn die Jungen aus der Stadt den Freund vom Dorf im Hause an der Krug besuchten. Über diese Besuche freuten sich namentlich auch die Eltern, die Unabhängigkeit der Kneaben aus den besten Familien von Wülfenberg schien ihnen Gewähr dafür zu sein, daß es dem Sohne im Gymnasium wohl ergehe, sie bewirteten die jungen Gäste in sonniger Schlichtheit, und helles Jugendleben ging den Fluß entlang bis auf die Höhen des Tschüppentänkleins und der Ruine Alt-Nebeltingen.

Die Freundschaften aber schufen Jakob Sturm unter den Böglingen einen eifersüchtigen Feind.

Das war ein fast mädchenhaft zart gebauter Junge von der Landschaft, das Dorfweberlein, wie man ihn allgemein nannte, weil es auch einen Stadtweber gab, einen grobknochigen, doch harmlosen Kameraden. Das Dorfweberlein hatte schöne, dunkle Locken, sanfte Züge, Augen von feuchtem, verschwimmendem Glanze, es war von einem verzehrenden Ehrgeiz besetzt, Primus und Liebling der Klasse zu sein, dazu von bewunderungswürdigem Fleiße, der den Burschen beinahe aufrieb, und von einer kriecherischen Dienstfertigkeit gegen Lehrer und Böglinge. Der Junge hielt es mit den Schlingeln, um sie zu tollen Streichen aufzureißen, und lachte sich ins Fäustchen, wenn sie in die Patsche fielen, er schmeichelte den Fremdländern, weil sie ihm das Geld für die kleinen Bedürfnisse des Tages gaben, denn geizig war das Dorfweberlein auch, und er suchte die Freundschaft der Auslese, weil ihm das Ansehen zu verleihen geeignet war. Doch weil die Böglinge etwas Niedriges im Wesen des Duckmäusers spürten, genoß Jakob Sturm ihr Vertrauen mehr als das Streberlein.

Der lauernde Glanz der Eifersucht in den Augen des sanften Liebedieners setzte sich bald in einen Bubenstreich um.

Doktor Süs, der dicke Blondling, brachte die Aufsätze zurück, trat zu Jakob Sturm, schlug ihm das Heft um den Kopf und schrie: „Asinus asinorum! Da haben wir ja den Dummkopf von Krug, der Aufsätze für Jakob Sturm auf sein Heft schreibt.“

„Das habe ich weiß Gott nicht getan,“ schnellte der Angeklagte empor, „ich weiß doch, wie man

die Präpositionen „von“ und „für“ zu brauchen hat.“

„Da steht's! Willst du es leugnen?“ eiferte der Lehrer. „Was für ein unseliger Vater kann einen solchen Sohn erzeugen und ihn für das Gymnasium geeignet halten! Doch nur ein Esel von Krug.“

Wie auf den Kopf gefallen, schwieg der Junge; den Tränen nahe, versuchte er keine Rechtfertigung und grübelte nur in weiner Wut, wie wohl das unstatthafte, unsinnige „für“ auf sein Heft gelangt sei.

Nachdem die Stunde zu Ende gegangen war, durchbrauste der Wurm der Entrüstung die Klasse: „Da brauchst du doch nicht zu fragen, Sturm, das ist doch nur eine Bosheit des Landweberleins.“

Der Angeklagte aber saß mit brennenden Wangen da: „Läßt mich!“ hielt sich die Ohren zu und lernte wie besessen Vokabeln.

Julius Hartmann, der Freund, drang in Jakob Sturm: „Besuche Doktor Süs in seinem Hause, bitte ihn um eine Untersuchung. Du darfst den Vorwurf nicht auf dir sitzen lassen. Wenn du nicht selber gehen willst, gehe ich für dich.“

„Ich gehe schon,“ erwiderte Jakob Sturm. Als er aber an der Türe des Hauses stand, das neben der Stadtwohnung Friedlis lag, und die Klingel ziehen wollte, wand sich etwas wie Stolz in ihm: Nein, was sollst du vor einen Lehrer treten, der dich so wenig versteht! Und traurigen Herzens ging er davon.

Der erste Tropfen Gift war in die hoffnungsreich begonnene Gymnasialzeit gefallen. Er brachte zwar ein befriedigendes erstes Zeugnis nach Hause, nur die schlechte Note des Doktor Süs erschreckte und enttäuschte, der Gymnasiast wußt Erklärungen aus, die Freunde aus der Stadt aber glaubten ihn entschuldigen zu müssen, Christoph Sturm erfuhr den Handel um das Aufsattheft, führte hinter dem Rücken des Sohnes eine Auseinandersetzung mit Doktor Süs herbei, die nicht nach dem Geschmack des humorvollen Lehrers sein mochte; in ihrer Folge nannte der Doktor den Vater nie mehr Esel, um so häufiger den Sohn.

Jakob Sturm erlebte herrliche Ferientage. Mit allerlei Übermut verband sich in seinem Wesen ein sanfter, sinnender Forschertrieb.

Die Naturaliensammlung in seiner Dachkammer, die auch von den Freunden als sehr hübsch anerkannt wurde, war sein Stolz, und um sie



L. v. Zumbusch. Mädchenbildnis



zu bereichern, unternahm er oft ansehnliche einsame Wanderungen, durchsuchte er Kiesgruben und Höhlen nach Schätzen, wie sie im Naturalkabinett von Wülfenbergs zu sehen waren. Oft kam er mit leeren Händen und enttäuscht nach Hause, oft schüttelte Frau Elisabeth bedenklich den Kopf zu seinen Funden, so wenn er die Taschen voll verseigerten Getreides und verbrannten Wildobstes von den Pfahlbauüberresten eines fernen kleinen Sees brachte und er der Mutter mit großen Worten auseinandersetzte, das seien nun geschickliche Nachweise einer vergessenen Urbewohnerschaft des Landes.

„Und die Kleider und die Schuhe,“ schalt Frau Elisabeth, „selbst wenn du eine Steinart gefunden hättest, wäre sie nicht einmal so viel wert wie das, was du daran verdorben hast.“

In der Nähe einer Kalkbrennerei am Rhein entdeckte er einen Bruch mit Muscheln, Donnerkeilen, Ammonshörnern und anderen Versteinerungen und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, die reizendsten der schweren Gebilde stundenweit nach Hause zu schleppen. Wo er auf seinen einsamen Gängen durch ein Dorf kam, lachte man über den seltsam bepackten Jungen, der das Gymnasiakäpplein trug.

„Woher, Gehäss?“ fragte ein ruhig unter dem Scheunentor stehender Bauer den jungen Wanderer, dem der Schweiß von der Stirne lief.

„Ich bin nicht Gehäss, der steht bei den Propheten,“ erwiderte der Junge.

„In der Bibel bist du belesen, sehe ich,“ sagte der Dörfler wohlgefällig, „wer bist du denn?“

„Jakob Sturm von Krug,“ und der durstige Junge hoffte schon, der Bauer würde ihn zu einem Glas Most in die Stube laden.

„Und was soll der schwere Stein unter deinem Arm?“ scherzte der Neugierige.

„Das ist ein Ammonshorn,“ versetzte der Gymnasiast belehrend, „ein Zeuge, daß über unserem Land einmal das Meer gelegen hat.“

Da veränderte sich die Miene des Bauers, er wurde spöttisch, lachte aus vollem Halse und sprach: „In unserem Dorf war auch ein Bub, der so tolle Dinge glaubte. Sein Vater war stolz auf ihn und sagte: Der wird einmal ein Erfinder. Als aber der Junge ein Mann werden sollte, nahm er einen Ziegelstein, rieb ihn den lieben langen Tag am Scheunentor herum, rieb Tor um Tor durch und blieb ein Narr, bis er starb. Sieh zu, Jakob Sturm von Krug, daß du kein Ziegelreiber wirst!“ Damit wandte sich der Bauer ins Haus.

Der Gymnasiast war aber im Sammeleifer und ließ sich darin vom schärfsten Spott nicht stören.

So konnte es geschehen, daß er eines Tages, schwer mit Versteinerungen beladen, auch Doktor Salomon Süs, der mit seinen Fremdlingen einen Ausflug machte, in die Hände lief. Da rief ihm der Lehrer lachend zu: „Du hast deinen Beruf ja wunderbar erkannt, Sturm, eben zum Steinfels eignest du dich.“ Und die Pensionäre wieherten Beifall.

An der nächsten Wendung des Wegs warf der junge Sammler die Schnecken und Donnerkeile von sich, er stammelte: „Hätte ich doch das Gymnasium von Wülfenbergs nie gesehen!“ Die peinvolle Begegnung lag ihm in den Gliedern. Die Freunde von Wülfenbergs aber kamen auf Besuch, verabredeten Ausflug über Ausflug, bald war der, bald jener Aussichtsgipfel ihr Ziel, und an einem herrlichen Julitag führte Jakob Sturm seine Kameraden an den von seinen Knabenträumen überglänzten Rhein, der sich wenige Stunden von Wülfenbergs und Krug durch grüne Grenzberge drängt. Am Wege stand in heißer Sonne ein Kirschbaum und prangte in reifen, rotglänzenden Früchten, die die Äste bis zur Erde bogen. Die durstigen Knaben fielen über die Früchte her, Jakob Sturm mit den anderen. Da tauchte ein hinkender Bauer auf, rief ihnen Drohendes zu, doch die Räuber entwischten in den grünen Wald. In der Sicherheit gefiel das kleine Abenteuer erst recht, man sang und lachte aus voller Herzenslust, und Sturm wies den Jungen allerlei Merkwürdiges, die vom Wald überwucherten Erdwälle und Gräben, in denen die Helvetier fochten, als die Alemannen über den Rhein brachen. Das lebte alles malerisch in seiner Phantasie, und die Städter waren voll Lobes über ihren kundigen Führer. Unter ihnen blitzte der grünblaue Strom und sauste mit weißen Schäumen über verborgene Riffe. „Hier baden wir nicht,“ sprachen die Jungen. „Da habe ich,“ dachte Jakob. Die Stelle war wundersam. Am diesseitigen Ufer stand eine verlotterte Mühle, deren Rad lässig klapperte, drüben waren die Eingänge zu seltsamen Felsengemächern, in denen Höhlenbewohner der Gegenwart, arme Geißenbauern, hausten, und über den Strom schwirrten in Scharen die Felsenschwalben. Das Bild gefiel dem Naturschwärmer so gut, daß er die Kleider von sich warf und zum Entsetzen der anderen in die wildschäumende Flut sprang, die zwischen den Riffen in weiten Wirbeln kreiste.

„Er ertrinkt!“

„Nein, er schwamm sicher und fuhr über die Strudel, er stieg mit den schaumgekrönten, sich überschlagenden Wogen hoch, versank in die Wasserbucht unterhalb der Riffe, daß ihn die Kameraden nicht mehr sehen konnten, und stand plötzlich auf einem leicht überschwemmten Felsen im Rhein. Patsch, vollständig ans jenseitige Ufer! Die Höhlenbauern, von denen er bemerkt worden war und die ihm nun neugierig zusahen, bereiteten dem abenteuerlustigen Jungen keinen freundlichen Empfang.

„Wer bist du denn, woher kommst du denn?“

„Ich bin Jakob Sturm von Krug!“

„Da hat sich ja seit Menschengedenken niemand über den Strom gewagt, niemand als ein Mühlknecht, und der ist dabei vor den Augen seiner Liebsten ertrunken.“

Von den schmälernden Bauern hinweg sprang der junge Übermut in den Rhein zurück und schwamm glücklich an das eigene Ufer und zu den verwunderten Freunden hin.

„Du Abenteurer, du hast uns diesmal wieder einen rechten Schrecken bereitet,“ scherzten sie vorwurfsvoll, doch folgte dem wilden Bad in einem alten romantischen Landschlößchen und Gasthof eine fröhliche Einkehr und eine Heimkehr unter Sang und Klang, und allen war, sie hätten einen Tag erlebt, wie es keinen schöneren geben könne. Selbst die paar gestohlenen Kirschen beschwerten die Gemüter nicht und waren bald vergessen, Jakob Sturm aber schäumte in Tatendurst und gab Proben eines tollen Wagemutes, der die Mutterjöhnchen unter seinen Freunden erschreckte.

Einige Tage nach dem Ausflug an den Rhein saß er in der Stube der Großmutter und las der alternden Frau, deren Liedermund allmählich über schweren Schicksalen verstummt war, mit heller feierlicher Stimme Psalmen Davids vor. Das Gesicht der Greisin leuchtete vor Frieden, und weil ihm die kraftvolle, bilderreiche Sprache wie Orgelton in den Sinnen rauschte, erbaute er sich auch selbst an den Strophen. Er meinte, kein Pfarrer könne die Bibel schöner lesen als er.

Da öffnete Frau Elisabeth die Türe, hinter ihr kam ein hinkendes, krummäuliges Bäuerchen, das einen grünen Reisesack trug, getrottet und sagte: „Ja, ja, der war dabei!“

Jakob Sturm verging das Bibellesen.

Mit geröteten Wangen fragte die Mutter:

„Ist es wahr, hast du mit deinen Freunden dieselbe Kirschen gestohlen?“

„Ja, aber nur aus Durst,“ erwiderte der überraschte schamböll.

„Was soll ich dem Manne geben?“ fragte Frau Elisabeth.

„Zwei Franken“, versetzte der Junge, „es ist für uns alle mehr als genug.“

Der Bauer aber, dem die Habgier aus den Augen sah, verlangte fünf.

Da erhob sich die Großmutter, mißbilligend sagte sie: „Wie könnt Ihr auch wegen ein paar Kirschen so viel Aufsehen machen! Selbst der Herr und seine Jünger haben, als es sie dürstete, Ähren auf dem Acker abgestreift.“

„Gut, ich mache mit drei Franken ab,“ versetzte der Bauer sich windend.

Die Mutter gab ihm den Betrag: „Dafür reinen Mund und bringt die Jungen wegen des kleinen Raubs nicht ins Geschrei.“

Das geizige Bäuerlein, der Unglücksman, dem die blanken paar Silberlinge der Frau Elisabeth in die Augen gestochen haben möchten, dachte aber anders. Nachdem er mit viel Dank gegangen war, wandte er sich vom Dorf in die Stadt, schlug über den Kirschendiebstahl in den Elternhäusern der anderen Ausflügler ein weites und breites, suchte überall Geld einzutreiben, und als Jakob Sturm nach den Ferien wieder ins Gymnasium trat, war der Handel zu einer Staatsgeschichte aufgebauscht. Als Anführer der Gesellschaft trug der Zögling von Krug den Schaden allein.

„Je mange des cerises, tu manges des cerises,“ ließ ihn der Französischlehrer, der doch, wie seine Schmisse im Gesichte wiesen, einst auch ein wildes Blut gewesen war, durch viele Stunden konjugieren; wo immer Jakob Sturm in einer Antwort stockte, lachten die Lehrer: „Ja, das ist eben kein Kirschenessen.“ Selbst die Besuche der Freunde im elterlichen Hause an der Krug gereichten ihm zum Nachteil. Die Berichte über seine Streiche wilder Naturlust gelangten oft recht übertrieben in die Kreise der Stadt, der Ruf eines romantischen Wildlings, eines unergründlichen Querkopfs, dem nicht zu trauen sei, breitete sich im Gymnasium um ihn aus, und ohne daß er recht wußte wie, geriet er in der Anstalt, die ihn doch freundlich aufgenommen hatte, nicht nur bei Doktor Süss, sondern auch bei den anderen Lehrern in ein schiefes Licht. Besonders aber trug Doktor Süss mit seiner

Lieblingsanrede: „Foggeli Sturm, du Steinseel von Krug,” dazu bei.

Der Junge schwieg und flagte nicht, sein Lernfeuer aber erlahmte über dem Gefühl, er leide Unrecht, und je mehr der Gymnasiast von Krug sein Schulleben als eine Misshandlung empfand und sich den Kopf zermarterte, wie es denn möglich sei, daß man ihn so verkennen könne und sich alles über ihn lustig mache, regte sich in ihm ein übermächtiger Drang zu jugendlicher Dic-

terei. In der Auflehnung gegen das bittere Schulend ging ein Garen und Brausen durch sein Gemüt, ein Frühlingssturm, der sich durch die Sorge um die Blößen, die er sich gab, um das Gymnasialzeugnis, das stets schlechter wurde, ja selbst durch den Schrecken der Eltern und die Tränen der Mutter nicht beschwichtigen ließ.

Jakob Sturm erlebte ein Flegeljahr und ein schmachvolles Ende seiner Gymnasialzeit.

(Fortsetzung folgt.)

Meinrad Lienert

gestorben am 26. Dezember 1933.

Von Ernst Eschmann.



In seinem letzten, so wohl abgewogenen und sonnigen Roman: „Das Glöcklein auf Rain“ schildert Meinrad Lienert eingangs eindrücklich und schön den Heimgang der ersten Frau des Hansbaschi Hochrüttiner, des Bauern auf Rain. „Hart vor der Treppe mit dem kunstvollen Geländer lag auf einer schwarzen Bahre ein brauner Sarg, und daneben gab's auf einer schön geschnitzten Stabelle, vor einem Kruzifix und zwei brennenden Kerzen, einen kleinen Weihbrunnen mit einem Buchszweiglein drin. Jmmer wieder kam noch jemand aus der ländlichen Nachbarschaft oder aus dem unten liegenden Dorf herauf. Wer immer aber kam, ergriff das Buchsz-

zweiglein und bespritzte mit dem Weihwasser den Totenbaum.“

Ein ganz ähnliches Bild bot die große Trauerversammlung, die am frühen Morgen des 29. Dezembers dem so unverhofft dahingeschiedenen Dichter das letzte Geleite gab. Aus allen Gauen waren sie nach der Waldstatt Einsiedeln gekommen, Verwandte und Freunde Meinrad Lienerts, und es herrschte eine niederdrückende Stimmung. Niemand konnte es fassen, daß der so liederfrohe Mund auf immer verstummt war. Schnee lag auf den Straßen. Ein dichter, fast undurchdringlicher Nebel wollte den Tag nicht aufrütteln lassen. So wurde der Dichter, auf dem gleichen Schlitten, zusammen mit einem schlichten Manne, den er von Jugend auf gekannt, vom väterlichen Hause zu Adam und Eva am Kloster vorüber nach dem stillen Friedhof geführt, indes die Dorfmusik die ans Herz greifenden Klänge des Trauermarsches von Chopin spielte. Es war ein schmerzliches Abschiednehmen an diesem düstern Tage, und immer und immer wieder vermisste man den letzten Gruß der Sonne. Wie liebte Meinrad Lienert sein ganzes Leben lang die Sonne! Und wie viel Sonne hat er uns in all seinen Werken gespendet! Wie hat er uns erquikt, und wie hat er uns immer wieder die Freude am Leben geweckt, wenn es um uns eine Weile trüb und ungemütlich werden wollte!

Ein Augenblick bleibt mir aus dieser schweren Stunde des Abschieds unvergessen und denkwürdig für immer in Erinnerung. Der Zug war auf dem Gottesacker angelangt. Der schwarze Sarg war daran, mit Blumen im Schoß der Erde zu verschwinden. Der Geistliche sprach über dem offenen Grab das letzte Gebet, und hundertfach wurde es wiederholt im Munde der umstehenden und erschütterten Gemeinde. Da, was